

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Michael Morpurgo**

**Nur Meer und Himmel**

Die Geschichte meines Großvaters

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

**A**LS ICH NOCH SEHR KLEIN WAR, VOR MEHR ALS EINEM HALBEN JAHRHUNDERT, HATTE ICH OFT ALBTRÄUME. Es war immer derselbe Albtraum. Er begann mit einem Gesicht, einem verzerrten, gequälten Gesicht, das lautlos schrie, ein Gesicht ohne Haare und Brauen, mehr Schädel als Gesicht, ein Schädel mit stramm über die Wangenknochen gezogener vernarbter, runzlicher Haut. Es war Großvaters Gesicht, und er starrte mich aus seinem Schrei heraus an. Und jedes Mal brannte sein Gesicht, Flammen züngelten aus seinem Mund und den Ohren.

Ich erinnere mich, wie ich mich jedes Mal mit aller Macht aufzuwecken versuchte, um nicht den Rest ertragen zu

müssen. Doch ich wusste, dass der Rest folgen würde, egal wie sehr ich versuchte zu entkommen – ich wusste, dass mich mein Albtraum nicht loslassen, mir nicht erlauben würde, aufzuwachen, ehe die ganze schaurige Geschichte abgespult war.

Ich sah ein großes Schiff auf dem Meer, das in Flammen stand. Da waren brennende Männer, die von Bord sprangen, als das Schiff unterging, sie schwammen im Meer, das um sie herum loderte und kochte. Ich sah, wie Großvater auf ein Rettungsboot zuschwamm, doch das Boot war voller Matrosen; es gab keinen Platz für Großvater. Er flehte, ihn ins Boot zu lassen, doch sie ließen ihn nicht. Hinter ihm hob sich der Schiffsbug aus dem Meer, und das Monster stöhnte wie ein verwundetes Tier im Toteskampf. Dann versank es, glitt langsam unter die Wellen und stieß unter Todesqualen die letzten Dampfvolken aus. Eine Stille legte sich über das brennende Meer. Großvater klammerte sich jetzt an das Rettungsboot, die Arme hatte er über die Bootsante gehakt. Erst da merkte ich, dass ich mit den Matrosen im Rettungsboot war. Er sah mich zu ihm herabschauen und streckte die Hand aus. Es war eine Hand ohne Finger.



An dieser Stelle wachte ich jedes Mal auf, zitterte vor Schreck und weiß bis heute, dass der Albtraum noch nicht vorbei war. Denn ich hatte meinen Albtraum, immer ein bis zwei Tage bevor Großvater zu Besuch kam. Ein Besuch, vor dem ich jedes Mal Angst hatte. Er besuchte uns nicht oft in London, höchstens alle paar Jahre, meistens zu Weihnachten. Wenn ich heute darüber nachdenke, war vielleicht gerade das ein Teil des Problems. Es gab völlig einleuchtende Gründe, warum wir ihn nicht öfter sahen, nicht öfter sehen konnten. Er wohnte weit weg, auf den Scilly-Inseln, deshalb war es eine weite und teure Reise für ihn. Außerdem hasste er große Städte wie London. Ich bin sicher, wenn ich ihn öfter gesehen hätte, hätte ich mich an ihn gewöhnt – an sein Gesicht, seine Hände, seine schweigsame, unkommunikative Art.



Ich werfe das meiner Mutter und meinem Vater nicht vor. Heute verstehe ich, wieso sie vor jedem seiner Besuche dermaßen angespannt waren. So wortkarg und ernst, wie er war, kann Großvater



kein einfacher Gast gewesen sein. Und doch machten sie es viel schlimmer für mich als notwendig. Unmittelbar bevor Großvater eintraf, gab es endlose Warnungen, besonders von Mutter (er war mein Großvater mütterlicherseits), dass ich ihn nicht aufregen und meine Spielsachen nicht auf dem Esszimmerboden herumliegen lassen dürfe, weil er angeblich schlecht sah und womöglich über sie stolpern könnte; dass ich nicht so viel fernsehen dürfe, weil Großvater keinen Lärm vertrug. Aber vor allem hämmerten sie mir wieder und wieder ein, dass ich ihn unter keinen Umständen anstarren dürfe – weil es unhöflich sei, weil er es hasse, angestarrt zu werden, besonders von Kindern.

Ich versuchte es; ich versuchte es wirklich. Wenn er ankam, versuchte ich jedes Mal mit aller Macht, irgendwo anders hinzuschauen. Einmal, weiß ich noch, war es eine



Weihnachtsdekoration, eine rote Papierglocke, die im Flur direkt über seinem Kopf hing. Manchmal zwang ich mich, auf seine Weste zu schauen oder auf die goldene Kette der Taschenuhr, die er immer bei sich hatte. Ich fixierte irgendwas, Hauptsache, es war weit genug von den verbotenen Bereichen entfernt, denn ich wusste, wenn ich erst einmal auf sein verbotenes Gesicht, seine verbotenen Hände starrte, würde ich nicht mehr aufhören können.

Aber jedes Mal tat ich es früher oder später doch; ich warf einen heimlichen Blick auf ihn. Und blitzschnell wurde aus dem Blick ein Starren. Ich war nie abgestoßen von dem, was ich sah. Wenn es anders gewesen wäre, hätte ich ja leicht wegschauen können. Ich glaube, ich war in erster Linie fasziniert und zugleich entsetzt, weil man mir ja erzählt hatte, was mit Großvater im Krieg passiert war. Ich sah in seinen dunkelblauen Augen das Leid, das er durchgemacht hatte – Augen, die, wie ich merkte, so gut wie niemals blinzelten. Dann spürte ich plötzlich, wie sich der Blick meiner Mutter in mein Gesicht bohrte und verlangte, dass ich aufhören sollte zu starren, oder mein Vater stieß mich unter dem Tisch mit dem Fuß an. Also schaute ich schnell auf Großvaters Weste – doch ich schaffte es nur eine gewisse Zeit. Ich kam





nicht dagegen an. Ich musste wieder auf die verbotenen Stellen schauen. Er hatte dreieinhalb Finger an der einen Hand und an der andern gar keine. Seine Oberlippe war fast voll-

ständig verschwunden und eines der Ohren nicht viel mehr als ein Loch in seinem Kopf.

Als ich älter wurde, fragte ich oft, wie genau das passiert war. Aber meine Eltern schienen mir nie viel darüber erzählen zu wollen. Sie behaupteten, nicht mehr zu wissen, als sie bereits gesagt hätten – dass Großvater während des Zweiten Weltkriegs bei der Handelsmarine war, sein Schiff im Atlantik von Torpedos getroffen worden war und er schreckliche Brandwunden erlitten hatte. Er sei tagelang hilflos in einem Boot getrieben, ehe man ihn gefunden habe, erklärten sie. Den Rest des Krieges habe er in einem Spezialkrankenhaus verbracht.

Jedes Mal, wenn ich in sein Gesicht und auf seine Hände schaute, war es, als ob sich die Geschichte in meinem Kopf noch mal neu erzählen wollte. Und ich wollte auch mehr über meine Großmutter wissen, doch das war eine Geschichte, bei der alle noch schmallippiger wurden. Ich wusste, dass sie Annie hieß, aber ich war ihr nie begegnet und niemand sprach je über sie. Das Ein-





zige, was ich darüber hörte, war, dass sie vor langer Zeit, ehe ich geboren wurde, »fortgegangen« sei. Ich hätte Großvater so gern selbst gefragt, wie das gewesen war, als sein Schiff von Torpedos getroffen wurde, und auch, wie das mit Großmutter gewesen war, doch ich traute mich nie, auch nicht, als ich älter wurde und ihn besser kannte.



Ich muss etwa zwölf gewesen sein, als ich in den Sommerferien zum ersten Mal allein zu ihm auf die Scilly-Inseln fuhr; zu der Zeit hatten die Albträume bereits aufgehört. Das heißt nicht, dass ich mir in den ersten Tagen nach meiner Ankunft keine Sorgen gemacht hätte. Aber ich war die ganze Zeit gern dort und glücklich, aus London



herauszukommen. Ich wohnte mit ihm in seinem Cottage auf Bryher – einer winzigen Insel mit ungefähr achtzig Einwohnern. Er hatte keinen Stromanschluss, nur einen Generator draußen im Schuppen, den er jedes Mal ausschaltete, wenn er abends ins Bett ging. Das Cottage selbst war nicht viel mehr als ein Schuppen. Es war eine andere Welt für mich, und sie gefiel mir. Er lebte allein und er lebte einfach. Das Haus roch nach warmem Dunst, Paraffinöl und Fisch – Fisch gab es so ziemlich zu jeder Mahlzeit. Er verdiente sich ein bisschen was mit seinen Hummern und Krabben. Ich werde nie begreifen, wie es ihm gelang, in dem Zustand, in dem seine Hände waren, Fische zu fangen. Doch es war so.